

# Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Nr. 12.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 17. April 1887.

Große Ausgabe mit Supplement  
und allen Kupfern: 4½ M.

XIV. Jahrg.



Die Erinnerungsfeier am Jahrestage der Krönung des Papstes Leo XIII.: Der Einzug in die Paulinische Kapelle. Von Dante Paolucci.

Der neunte Jahrestag der Krönung des Papstes Leo XIII. wurde am 3. März im Vatican mit all der Pracht und Herrlichkeit, welche die Träger der geistlichen Macht bei solchen Gelegenheiten zu entfalten pflegen, festlich begangen. Die Feier selbst fand in der Paulinischen Kapelle in Anwesenheit der Cardinäle, des päpstlichen Hofstaates, der am Vatican beglaubigten Vertreter

der fremden Mächte und vieler anderer Personen statt. Nach der Messe setzte sich der Krönungszug in Bewegung und nahm seinen Weg durch die glanzvollen Vorhöfe der Kapelle, in denen sich ein zahlreiches Publicum aus allen Ländern und Ständen eingefunden hatte. Unser Bild zeigt den Haupttheil des Zuges. Der heilige Vater sitzt im vollen Ornate auf dem Thronessel, welcher

von rothgekleideten Dienern getragen wird, und ertheilt nach allen Seiten den apostolischen Segen. Hinter dem Throne schreiten die geistlichen Würdenträger einher. Vor der Feier hatte der Papst die Cardinäle empfangen; der Dozen des heiligen Collegiums verlas eine Adresse, welche der Papst mit einer Ansprache erwiderte.

## Die Pflögetochter.

Novelle von Moriz von Reichenbach.

(Schluß.)

6.

**E**nttäuscht und verstimmt hatte Rudolf sich von dem Staatsanwalt getrennt, fest entschlossen, auf eigene Hand Alles zu thun, was zur Entdeckung der Wahrheit führen konnte. Einer der Leute des Staatsanwalts beobachtete das Frank'sche Haus und hatte auf eine von Rudolf abgeforderte Anfrage soeben die Nachricht geschickt, daß sich dort kein Fremder habe sehen lassen. Von Unruhe getrieben, begab Rudolf sich nach dem Hotel Bellevue und zog Erkundigungen über den Vicomte ein. Er erfuhr zu seiner Ueberraschung, daß derselbe schon mit dem Nachtzuge von Berlin eingetroffen sei, was die Möglichkeit eines Besuchs an dem früheren Wohnorte der Franks ausschloß. Der Vicomte wußte also, daß dieselben in Dresden waren. Woher konnte er das aber erfahren haben, da, wie die Franks behaupteten, keinerlei Verkehr zwischen ihm und den Pflege-Eltern Ada's stattgefunden hatte?

„Ich glaube, der Herr Vicomte und der Kleine, der von der Reise sehr angegriffen schien, ruhen jetzt,“ berichtete der Portier.

„Ist denn der Herr Vicomte den ganzen Tag zu Hause geblieben?“ fragte Rudolf.

„O nein, der Herr ist mit unserem Wagen zum Professor Doctor F. gefahren, zu einer Consultation, — ah, da ist ja der Herr Professor selbst, Pardon!“

Und mit der ganzen Grandezza eines gut geschulten Portiers trat der Thürwächter des Hotels vor seine Loge und beantwortete die halbblauen Fragen des Professors ebenfalls halbblau.

Der berühmte Arzt suchte den Vicomte auf. Dieser mußte also krank sein, und Rudolf erinnerte sich auch, daß derselbe bei der flüchtigen Begegnung in Berlin sehr leidend ausgesehen hatte.

Ein Kranker wird weniger kampfbereit und Vorstellungen und Gewissens-Scrupeln zugänglicher sein, als ein Mann im Vollbesitz aller Kräfte, dachte Rudolf, und immer intensiver erfaßte er den Gedanken, den Vicomte moralisch zu beeinflussen, da auf dem gerichtlichen Wege nichts gegen ihn zu unternehmen war.

Er beschloß, zunächst die Rückkehr des Professors abzuwarten, und seine Geduld wurde dabei auf eine harte Probe gestellt.

Endlich kam der Erwartete. Rudolf trat an ihn heran, stellte sich vor und fragte nach dem Befinden des Kranken, für den er ein besonderes Interesse zu haben behauptete. Der Professor machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Es ist ein schweres Nervenleiden, anämische Anlage, — das Herz stark in Affection gezogen, — frühere falsche Behandlung. Man hätte mich zeitiger consultiren müssen; im ersten Stadium wäre noch etwas zu machen gewesen, — aber sie wissen nichts in Paris. Erst in Berlin hat man den Vicomte an meine Adresse gewiesen.“

„Ah, und deshalb also reiste er dort so plötzlich ab?“

„Ja, es ist ohnehin schon zu viel Zeit veräußert worden.“

„So ist ernste Gefahr vorhanden?“

„Da Sie ein Freund des Herrn Vicomte zu sein scheinen, so würden Sie gut thun, ihn auf alle Eventualitäten vorzubereiten. Er scheint die Gefahr, in der sein Sohn schwebt, nicht sehen zu wollen, gewaltsam nicht sehen zu wollen.“

„Sein Sohn? Nicht der Vicomte selbst ist Ihr Patient?“

Der Professor sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an: „Ich hielt Sie für orientirt und für einen Freund des Hauses, — ich habe die Ehre.“

Er grüßte kurz und entfernte sich.

Rudolf war zu sehr von seinem Vorhaben in Anspruch genommen, um sich durch diese kurze Abfertigung geärgert zu fühlen. Sein Voratz, sich dem Vicomte Aug' in Auge gegenüber zu stellen, stand jetzt fest. Er überlegte kurz, daß er, wenn er seinen Namen melden ließe, wahrscheinlich abgewiesen werden würde, und zog es daher vor, nach der Zimmer-Nummer zu fragen. Doch das Mißtrauen des Professors hatte sich inzwischen dem Portier mitgetheilt.

„Wen habe ich die Ehre, melden zu lassen?“ fragte er.

„Sagen Sie, daß ein alter Bekannter den Herrn Vicomte dringend zu sprechen wünscht.“

Ein inhaltsreicher Händedruck machte den Cerberus gefügiger; er ertheilte einem der Kellner den Auftrag, die Meldung an den Herrn Vicomte zu befördern.

Rudolf folgte dem schwarzbefrackten Boten auf dem Fuße und blieb vor der Thür stehen, hinter welcher dieser verschwand.

Nach einigen Augenblicken erschien der französische Kammerdiener des Vicomte. Monsieur bedauerte unendlich, aber Monsieur sei durch die Krankheit des jungen Herrn zu sehr in Anspruch genommen, um Besuche zu empfangen, erklärte er.

„Es handelt sich nicht um einen Besuch; ich bin hier, um wichtige Dinge mit dem Herrn Vicomte zu besprechen, Dinge, die ihn selbst auf das Aeußerste interessieren, und die keinen Aufschub leiden,“ erwiderte Rudolf.

Er hatte etwas lauter gesprochen, die Thür öffnete sich, und in dem hellen Zimmer dahinter stand der Vicomte in vollem Tageslichte, während die Dämmerung auf dem Gange Rudolf nur schattenhaft erscheinen ließ.

„Thibaut, das Kind schläft, und Sie sprechen so laut!“ sagte der Vicomte vorwurfsvoll.

Rudolf trat jetzt schnell vor, und wie er so plötzlich neben dem Vicomte stand, wich dieser unwillkürlich einen Schritt zurück und blickte die fremde Erscheinung mit brennenden, übernächtigen Augen an.

„Mein Herr, Sie wünschen?“

„Sie zu sprechen, mein Herr! Ich bin der Baron Hymburg, — ich komme in einer besonderen Angelegenheit.“

Der Vicomte warf einen besorgten Blick in das Nebenzimmer. Als dort Alles still blieb, wies er nach dem Divan am Fenster:

„Ich bitte, mein Herr; ich stehe zu Diensten.“

„Ich weiß nicht, ob Sie sich unserer früheren Begegnung erinnern,“ begann Rudolf; „ich war der Secundant des Grafen Helmdal.“

Ein Schatten flog über das Gesicht des Vicomte. Er legte die Hand an seine Stirn und verdeckte damit seine Augen, als ob ihm das Licht weh thue.

„Ich erinnere mich, mein Herr; was führt Sie zu mir?“

„Eine zweite Begegnung, welche am gestrigen Tage in Berlin stattfand, bei welcher Sie mich aber wahrscheinlich nicht bemerkten, da Ihre Aufmerksamkeit durch den plötzlichen und unerwarteten Anblick einer Dame in Anspruch genommen wurde, welche keine andere war, als Anna-Maria von Germingen, die Tochter Ihrer Frau Schwester, welche von Ihnen seiner Zeit den Frank'schen Eheleuten übergeben wurde und durch seltsame Schicksalsfügungen dem Gesellschaftskreise wiedergegeben worden ist, für den sie geboren wurde, und aus dem sie durch Sie, Herr Vicomte, verstoßen werden sollte.“

„Mein Herr!“

Starr, mit weit aufgerissenen Augen, die Hände rechts und links neben sich auf den Divan gepreßt, als fürchte er, durch irgend eine feindliche Gewalt plötzlich von demselben herabgerissen zu werden, saß der Vicomte da; seine blutlosen Lippen waren fest auf einander gepreßt, alles Leben schien sich in seinen Augen zu concentriren. Einen Moment rang er sichtbar nach Fassung.

„Was ermächtigt Sie dazu, mein Herr, mir eine solche Beschuldigung in das Gesicht zu schleudern?“ stieß er endlich hervor.

„Gute Gründe, wie Sie wohl annehmen können, Herr Vicomte! Ich bin vollkommen orientirt, wie Sie sehen; ich weiß, daß es Ihnen ein unerträglicher Gedanke war, das große Vermögen Ihrer Frau Schwester in deutsche Hände übergehen zu sehen, daß Sie deshalb die Abwesenheit derselben benutzten, um die Kleine zu besorgen, daß Sie dieselbe nach Deutschland brachten, um sie dem Bereich Ihrer heimischen Behörden zu entziehen, daß —“

„Genug, mein Herr! Es ist mir sehr gleichgültig, was Sie Alles wissen; — ich erkläre Ihre Wissenschaft für Hirngespinnste, und wenn Sie nur gekommen sind, mich davon zu unterhalten, so —“

„Halt, Herr Vicomte! Hören Sie mich aufmerksam an. Sie haben das Kind Ihrer Schwester um sein Vermögen und um seine gesellschaftliche Stellung gebracht —“

„Das läugne ich —“

„Ich bin entschlossen, Beides für dasselbe zurück zu erobern, —“

„Versuchen Sie es!“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Mutter Anna-Maria's noch lebt, ihre Tochter erkennen und ein schwer wiegendes Zeugniß gegen Sie ablegen wird.“

„Es hat schon viel geistesgestörte Frauen gegeben!“

„Ich stehe Ihnen dafür, daß, wie auch immer die Gerichte entscheiden mögen, Ihr Name jedenfalls einen dunklen Flecken aus diesem Prozeß davontragen wird.“

„Ich weiß nichts von einem Prozeß, und wo Sie den dunklen Flecken hernehmen wollten —“

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Vicomte; ich sehe, daß gütlich nicht mit Ihnen zu verhandeln ist.“

„Gütlich? Sie sagen mir die haarsträubendsten Dinge und sprechen von gütlichem Verhandeln, mein Herr!“

„Durch Ihr, mir gegenüber ganz zweckloses Lügnerverhindern Sie mich, die gütlichen Vorschläge zu erörtern, die ich Ihnen machen wollte.“

„Der Curiosität halber lassen Sie hören! Ich bin etwas neugierig, wie Sie sich gütlich mit mir aus einander setzen wollten, wenn ich wirklich Alles das gethan hätte, dessen Sie mich beschuldigen.“

„Ich versichere Ihnen, Herr Vicomte, daß eine ernstere Auffassung dieser ganzen Angelegenheit Ihnen besser stehen würde, als diese spöttelnde Art und Weise.“

„Ich glaube, daß diese Kritik meiner Art und Weise nicht zur Sache gehört!“

„Also kommen wir zur Sache. Ich will nicht davon sprechen, daß das Bewußtsein Ihrer Schuld ein drückendes, jeden Lebensgenuß für Sie verbitterndes sein muß.“

„Ich bitte, Ihre Phantasie einzuschränken, mein Herr.“

„Nun also, ich will vom moralischen Standpunkt absehen, da derselbe Ihnen vollständig fremd zu sein scheint.“

„Mein Herr, wenn diese Unterredung fortgeführt werden soll, so bitte ich, daß Sie Ihre Ausdrücke mäßigen.“

„Und ich, mein Herr Vicomte, bitte, daß Sie mich aussprechen lassen. Also kurz und bündig: ich werde ungefümt den Prozeß gegen Sie anstrengen, ich werde die Meinung aller ehrlichen Leute gegen Sie aufrufen; ich kenne die Wahrheit und werde kein Mittel scheuen, dieselbe an's Tageslicht zu bringen.“

„Pardon, mein Herr, in dem Allen kann ich keinen gütlichen Vergleich sehen, und Sie haben meine Neugierde gereizt, Näheres über einen solchen zu erfahren!“

„Nun denn, mein Vorschlag würde sein, daß Sie das Aufsehen, welches dieser Prozeß hervorrufen müßte, dadurch vermeiden, daß Sie mir die richtigen Papiere Maria-Anna's von Germingen aushändigen, sodas diese berechtigt wäre, ihren wahren Namen wieder zu führen, — daß Sie ihr, um ihrem Stande gemäß leben zu können, eine Summe von dreihunderttausend Francs auszahlen.“

„Herr, sind Sie von Sinnen? Glauben Sie wirklich, daß ich auf einen so tollen Vorschlag eingehen würde? Suchen Sie sich einen Anderen, bei dem Ihre Speculationen mehr Erfolg haben.“

„Von Speculationen ist hier nicht die Rede; es handelt sich darum, der Waise eines Kameraden zu ihrem Rechte zu verhelfen!“

„Thorheit! Ich erkläre, daß Sie die Aehnlichkeit, welche ein hübsches Mädchen mit meiner Schwester besitzt, dazu benutzen wollen, diesem Mädchen, zu dem Sie wahrscheinlich in besonderen Beziehungen stehen, ein Vermögen zu erlischen.“

„Herr Vicomte, Sie sprechen zu einem Edelmann!“

„Wenn der Edelmann mich wie ein Räuber anfällt, so behandle ich ihn wie einen Räuber!“

„Wenn Sie mich beleidigen wollen, Herr Vicomte —“

„Wie kann ein Mensch, der einem Anderen mit solchen Absichten entgegen tritt, sich überhaupt beleidigt fühlen!“

„Die einzige Antwort, welche hierauf gehört, wäre die, welche Graf Helmdal Ihnen vor zehn Jahren gab; aber meine Hand ist zu gut, um einen Menschen wie Sie zu berühren.“

„Ah, Sie machen sich zum Complicen des deutschen Vären, dem ich damals eine Lection gab, — ich bin bereit, dieselbe zu wiederholen! Ich erkläre Sie für einen infamen Lügner!“

„Unverschämter!“

„Thibaut, geleite den Herrn hinaus!“

„Sie werden von mir hören, — auf Wiedersehen!“

Ein unarticulirter Schrei im Nebenzimmer machte den Vicomte zusammenschreden. Er eilte der Thür zu, in welcher der Kammerdiener Thibaut einen Augenblick mit verstörtem Gesicht erschienen war, um sich aber sofort wieder zurückzuziehen. Marklerschütternde Töne, dem Stöhnen eines Menschen und dem Schmerzensschrei eines Thieres zugleich ähnelnd, drangen aus dem Gemache. Rudolf hörte noch einmal die Stimme des Vicomte: „Mein Kind, mein Sohn!“, dann wurde dieselbe von dem entsetzlichen Stöhnen und Schreien übertönt.

Rudolf verließ das Zimmer, empört und erschüttert. Er war unzufrieden mit sich, weil er sich durch das wahrscheinlich absichtlich provocirende Wesen des Vicomte hatte hinreißen lassen. Statt sich nun sofort Ada's Sache widmen zu können, mußte er zuvor seine eigene Angelegenheit mit dem Vicomte ordnen. Und wenn dieselbe ungünstig für ihn ausschlag? Er hatte ja Gelegenheit gehabt, sich von der tödtlichen Sicherheit, mit welcher der Vicomte die Pistole handhabte, zu überzeugen. Nun, gleichviel, was lag an seinem Leben? Ada wußte nichts; sie würde also auch keinen Verlust beklagen und nach wie vor Gräfin Else's Pflögetochter bleiben. Und Gräfin Else würde das Opfer, das sie sich auferlegt hatte, vollenden, — sie würde unvermählt bleiben. Ob sie Rudolf's gedenken, ob sie ihn beklagen würde? Er glaubte es, und ein wehmüthiges Lächeln

irte dabei um seine Lippen. Dann nahmen seine Gedanken eine andere Richtung an. Wenn er den Vicomte tödtete, schaffte er dann nicht den einzigen Menschen aus der Welt, der Ada mit oder ohne seinen Willen zu ihrem Rechte verhelfen konnte? War es nicht noch schwieriger, gegen eine Vormundschaft, als gegen den eigentlich Schuldigen vorzugehen? Dennoch mußte das Duell nach dem Vorangegangenen stattfinden und Rudolfs nächste Sorge darauf gerichtet sein, einen Secundanten zu beschaffen.

7.

Gräfin Else hatte ihren Vorsatz durchgeführt. Sie saß am Abend der Siegfried-Aufführung zwischen Ada und Holten in der vorderen Balcon-Reihe des Opernhauses. Inzwischen ging das „Waldweben“ auf der Bühne vor sich. Von dem Schwirren der Geigen begleitet, leiste der häßliche Mime, fragte Jung-Siegfried nach seiner Herkunft, stötete das Waldvöglein und sang Botan weise Worte. Auf Augenblicke gab Gräfin Else sich wohl dem Waldzauber, in den die Musik die Hörer einzuspinnen suchte, hin, aber wenn sie rechts Ada's trauriges Gesicht und links Holten's unzufriedene Miene ansah, da fühlte sie nichts mehr von dem „Zauber“, sondern das Herz wurde ihr schwer, und sie selbst erschien sich, in ihrer Eigenschaft als störende Mittelperson, so alt und unangenehm, wie noch nie in ihrem Leben. Sie dachte auch an Rudolf, und ein leiser Seufzer hob dabei ihre Brust. Sie hatte ihn verloren, und nicht einmal Ada's Glück mit ihrem Opfer erkaufte. Dennoch sagte sie sich, daß sie recht handelte, indem sie Ada und Holten trennte.

In der langen Zwischenpause nahm sie Ada's Arm und ging mit ihr durch das Foyer. Holten schritt an Ada's anderer Seite hin. Die Beiden sprachen kaum mit einander, aber Holten's Augen suchten manchmal fragend Ada's Blick, und dieser traf ihn dann, halb verschleiert und traurig, um sich sofort wieder abzuwenden.

Ada, die es sonst liebte, die empfangenen Eindrücke lebhaft auszusprechen, war heute schweigsam; nicht einmal der Jäfer in seiner seltsamen Drachengestalt entlockte ihr ein Lächeln; sie schürzte nur ein wenig die Lippen und fand ihn „denn doch zu naiv“ für das Opernhaus, ein Urtheil, dem Holten lebhaft beistimmte. Dann schwiegen sie Alle wieder, blickten nach der Bühne hin und folgten mehr ihren eigenen Gedanken, als den Vorgängen der Oper. Diese Gedanken aber waren bei allen Dreien sehr ernst. Während des jubelnden Liebesduetts im dritten Akte begegneten sich einmal Ada's und Holten's Blicke. Ada wurde dabei sehr roth, und Holten fühlte sich eigenthümlich bewegt. Beim Hinausgehen fragte er Ada leise: „Was haben Sie? Sie sind so verändert!“ Sie schüttelte den Kopf, aber er sah Thränen in ihren Augen, und ihm wurde dabei zu Muth, als müsse er sie in seine Arme ziehen, diese Thränen fortzuküssen und ihr sagen: Wenn du einen Kummer hast, vertraue mir! Ich will dich schützen, denn ich liebe dich!

„Ada!“ kam es unwillkürlich in leidenschaftlich bewegtem Tone über seine Lippen. Sie hatte sich abgewendet und befestigte die weiße Spitzenhülle um ihren Kopf. Es schien ihm, als zitterte ihre Hand dabei. Ein Gedanke durchzuckte ihn, der ihn mit Born und Schmerz zugleich erfüllte. Er neigte sich dicht zu Gräfin Else herab, während er den Mantel um ihre Schultern legte.

„Sagen Sie mir eins,“ flüsterte er, „hat Hymburg um Ada geworben? Hängt seine plötzliche Abreise damit zusammen?“

„Nein, o nein, er denkt nicht an Ada.“

Holten athmete auf. Er führte die beiden Damen durch das Menschengedränge die Treppe hinab; ihm war dabei, als ruhe Ada's Arm besonders fest auf dem seinen, und leise, kaum merkbar, presste er ihre Hand an sich und fühlte den sanften Druck ebenso erwidert. Sie standen vor dem Ausgange und blickten auf das wogende Gedränge froh bewegter Menschengruppen, auf die Reihen wartender Equipagen und die langen Linien der Gaslichter, die das ganze bunte Treiben erhellen.

Was ist doch dieses Berlin für eine lustige Stadt, und wie schön ist der heutige Abend! dachte Holten. Er hatte das Alles schon oft gesehen, ohne ein besonderes freudiges Gefühl dabei empfunden zu haben, — aber in diesem Augenblicke schien ihm Alles verändert, und es war doch nur ein so leichter, kaum fühlbarer Händedruck gewesen.

„Wir sollten bis zu Ihrem Hotel gehen; der Abend ist so schön,“ schlug er vor, aber Gräfin Else behauptete, müde zu sein, und trieb zur eiligen Heimkehr.

Am nächsten Morgen trat Else an Ada's Bett, setzte sich auf den Rand desselben und strich liebevoll über Ada's Scheitel.

„Du bist mein vernünftiges Kind, nicht wahr,“ sagte sie, „und Du hast nicht vergessen, was ich Dir gestern sagte. Siehst Du, ich will nicht mit verdeckten

Karten spielen; ich halte Dich für gut und auch für klug genug, um die Gründe, welche mein Handeln beeinflussen, zu verstehen. Es ist nicht gut, meine Kleine, wenn Du länger mit Holten zusammen bist; ihm gegenüber muß ein Vorwand ausreichen, — Du aber magst wissen, daß keine plötzliche Nachricht mich von hier abrufen, sondern daß wir heute abreisen, weil . . .“

„Heute abreisen? Mama, heute schon?“

„Ja, mein Liebling; wir würden es uns und — ihm nur erschweren, wenn wir blieben; Du siehst das ein, nicht wahr? Ich kenne Holten. Er gehört nicht zu den Männern, die an einer leichtfertigen Spielerei Gefallen finden; er nimmt die Dinge ernst. . . . Aber Kind, Du weinst? Meine vernünftige Ada, die ich glaubte, wie eine Freundin und nicht wie ein Kind behandeln zu dürfen, weint?“

„O, Mama, Du hast ja Recht, gewiß, ich sehe auch Alles ein, aber . . .“

„Nun, wenn Du einsehst, daß ich Recht habe, so ist ja Alles gut. Dann ist das eine Wolke, die vorüberzieht, nicht wahr, meine Ada? Wir handeln so, wie wir es für unsere Pflicht halten, — wir reisen heute noch!“

Ein ermutigendes Lächeln auf den Lippen, verließ sie Ada, um sich, sobald sie allein war, ihrem Schmerze hinzugeben. Um Ada's willen wollte sie auf eigenes Glück verzichten, und nun zerstörte das Schicksal so grausam auch Ada's ersten Liebestraum. Und doch, es mußte geschehen, was sie für das allein Richtige hielt. Sie schrieb an Holten, daß ein Telegramm sie nach Hause rufe. Der Brief sollte erst abgehen, wenn sie Berlin verlassen hatten; sie wollte dem Jugendfreunde und Ada den letzten Abschied ersparen.

Ada hatte sich indeß langsam erhoben. Der Tag schien ihr trübe und die Luft schwer, wie Blei. Sie öffnete das Fenster und dachte daran, daß sie morgen nicht mehr in derselben Stadt mit Max Holten weilen würde. Es war unerträglich! Ohne Abschied konnte und wollte sie nicht von ihm gehen, und da er heute bis zum Nachmittag durch den Dienst in Anspruch genommen war, sagte sie sich, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Zögernd und doch wie von unsichtbarer Macht vorwärts getrieben, griff sie nach Briefbogen und Feder, dachte einen Augenblick nach, fühlte, daß sich ihre Augen wieder mit Thränen füllten, die sie hastig fortwuschte, und dann flog ihre Feder über das Papier. Sie schrieb:

„Wir reisen; ich muß Ihnen Lebewohl sagen. Deshalb schreibe ich Ihnen und sage Ihnen, daß ich Ihnen von Herzen, o, von ganzem Herzen alles Glück und alles Gute für das Leben wünsche, und daß ich an Sie denken werde, oft, sehr oft, wenn ich Sie auch niemals wiedersehe.“ —

Das war eine traurige Fahrt, die Gräfin Else und Ada nach der alten Heimath zurückführte. Wohl bemühte sich Jede von ihnen, der Anderen ein heiteres Gesicht zu zeigen; aber sie bemerkten es doch Beide, daß sie manchmal heimlich eine Thräne trockneten. Sie wären sich in solchen Augenblicken am liebsten um den Hals gefallen, aber sie unterließen es, weil sie fürchteten, dann ganz die mühsam bewahrte Haltung zu verlieren.

In Halldorf regnete es bei ihrer Ankunft. Die alten Leute kamen ihnen wohl erfreut entgegen, aber Gräfin Else sowohl, wie Ada konnten es zu keiner rechten Heimkehr-Freude bringen. Sie waren der alten Umgebung fremd geworden in diesem letzten Jahre, das sie ganz auf Reisen verbracht hatten, und Gräfin Else empfand es zum ersten Male mit schmerzlicher Klarheit: sie war nicht mehr daheim im Elternhause! Sie träumte in dieser ersten Nacht von ihrem einstigen Daheim an Detlevs Seite. Sie sah auch diesen im Traume, hörte ihn sprechen und lachen. Aber das Gefühl des „Fremdgewordenseins,“ das sie am Tage empfunden hatte, überkam sie auch im Traume, und es blieb auch während der nächsten Tage.

Eines Morgens schien die Sonne in ihr Fenster, als sie erwachte. Sie stand auf und ging durch den Garten. Sie suchte alle die Plätze auf, an die sich eine Erinnerung an Detlev knüpfte. Es war, als wollte sie sich sein Bild gewaltsam zurückrufen. Aber in ihre träumerischen Erinnerungen mischten sich plötzlich Bilder aus den jüngstvergangenen Tagen, mit ihren frischen, lebendigen Farben jene blaffen Erinnerungen verdrängend.

Ein Schmetterling gaudelte an ihr vorüber, duftige Rosen öffneten ihre Kelche dem Kusse der Sonne, und der Himmel wölbte sich in so strahlender Bläue über den grünen Parkbäumen, als wolle er die ganze Welt mit Lust und Frohsinn übergießen. Es war, als seien die jubelnden Verchenstimmen, welche sich da oben im sonnen-durchglänzten Aether verloren, der hörbare Ausdruck des Werdglüdes, das die sommerliche Erde erfüllte. Gräfin Else vergaß einen Augenblick sich, die Vergangenheit und Zukunft, ganz versenkt in das stille Weben der Natur umher. Ihr Herz schlug schnell und jugendfröh. Wie war die Welt so schön! Da kam plötzlich über sie die Erinnerung an einen anderen, längst vergangenen Sommer-

tag. Sie empfand damals so, wie heute, — und dann war es plötzlich Nacht um sie her geworden, und tiefes Leid war über sie hereingebrochen. Und das Alles war vergangen. Der Schmerz hatte seine Bitterkeit verloren, sie konnte sich wieder an der Herrlichkeit des Sommers berauschen, wie damals, — o, wie alt war sie doch schon! Welche Thorheit, sich noch so jung zu fühlen!

Langsam schritt sie dem Hause zu. Auf dem Tische unter der Veranda lagen die Postfächer. Mechanisch wandte Gräfin Else ein paar Briefe um und las die Adressen; sie erwartete nichts besonders Interessantes. Da war ein Schreiben mit dem Poststempel Berlin.

„Von Holten,“ sagte sie, dasselbe öffnend; „er wird mir schriftlich Lebewohl sagen, da er es mündlich nicht konnte.“

Aber nein, das war kein bloßer Abschiedsbrief. Nach einigen einleitenden Worten schrieb Holten:

„Sie wissen, welche Enttäuschung mir meine erste Jugend brachte, und wie lange Zeit es bedurfte, ehe mein Herz den alten Traum überwand. Daß dies endlich geschah, — vielleicht haben Sie schon errathen, wie das zuging. Mein Herz treibt mich dazu, Ihnen gegenüber ganz offen zu sein und noch einmal mein Schicksal in Ihre Hand zu legen. Sagen Sie mir, ob ich nach Halldorf kommen, — ob ich Ada wiedersehen darf. Und wenn Sie glauben, mit einem Nein' antworten zu müssen, lassen Sie mich die Gründe wissen, welche Ihnen dieses Nein' diciren. Wenn Sie auch einst meine wärmeren Empfindungen nicht erwidern konnten, glaube ich doch, auf schweigerliche Theilnahme bei Ihnen rechnen zu können, und ich bitte Sie daher inständigst, antworten Sie mir offen und ohne Rückhalt.“

Der Brief entfalt Gräfin Else's Hand:

„Ein Antrag also, ein Antrag für Ada. Alle meine Bemühungen waren umsonst, — was soll ich nun thun?“ murmelte sie. Sie lehrte in den Garten zurück. Sie suchte die einsamsten Plätze auf, um mit sich in's Reine zu kommen. In ihrer Seele war kein Raum für ein kleinliches Gefühl des Verletztseins, weil der Mann, der so lange um sie geworben, nun an eine Andere dachte; was sie erfüllte, war nur sorgende Liebe für Ada und auch eine in Wahrheit schweigerliche Theilnahme für Holten. Endlich war sie mit sich einig. Es war unnütz, daß Ada von dem Schritte Holten's erfuhr; über Ada's Gefühle hatte Else ja längst keinen Zweifel mehr. Aber Max Holten sollte die offene, rückhaltlose Antwort bekommen, die er verlangte.

Gräfin Else schloß sich in ihr Zimmer ein, um diese Antwort zu schreiben. Sie machte Holten darauf aufmerksam, wie eine Verbindung mit Ada seine Zukunft als Majoratsherr umgestalten und ihn für immer in die kleinen Verhältnisse eines Offiziers mit geringem Vermögen fesseln würde. Sie bat ihn, sich von einer leidenschaftlichen Aufwallung nicht zu einem Schritte hinreißen zu lassen, den er später bereuen könnte, und theilte ihm auch mit, daß sie Ada gesagt habe, weshalb sie eine Trennung von Holten für nöthig halte, und daß diese ihre Auffassung theile.

Der Brief ging ab.

Zwei Tage später lehrte Gräfin Else eben von einem Spaziergange mit Ada zurück, als ihnen aus dem kleinen Gartenthor ein Mann entgegentrat, dessen Anblick Ada so erschreckte, daß sie sich mit beiden Armen an Else anklammerte.

Und doch sah Max Holten nicht gerade erschreckend aus in dem hellgrauen Civilanzug und mit dem hübschen, blondhärigen, von der Reise und der Erregung etwas gerötheten Gesichte. Aber auch Gräfin Else wechselte die Farbe, als sie ihm jetzt entgegentrat.

„Sie sind es, lieber Holten!“

„Ich konnte nicht anders, Gräfin Else . . .“ Er wandte sich lächelnd an Ada: „Oder soll ich gleich wieder abreisen?“

Sie blickte von ihm zu Gräfin Else und dann wieder zu ihm auf: „Ich, — ich weiß nicht,“ stotterte sie verwirrt.

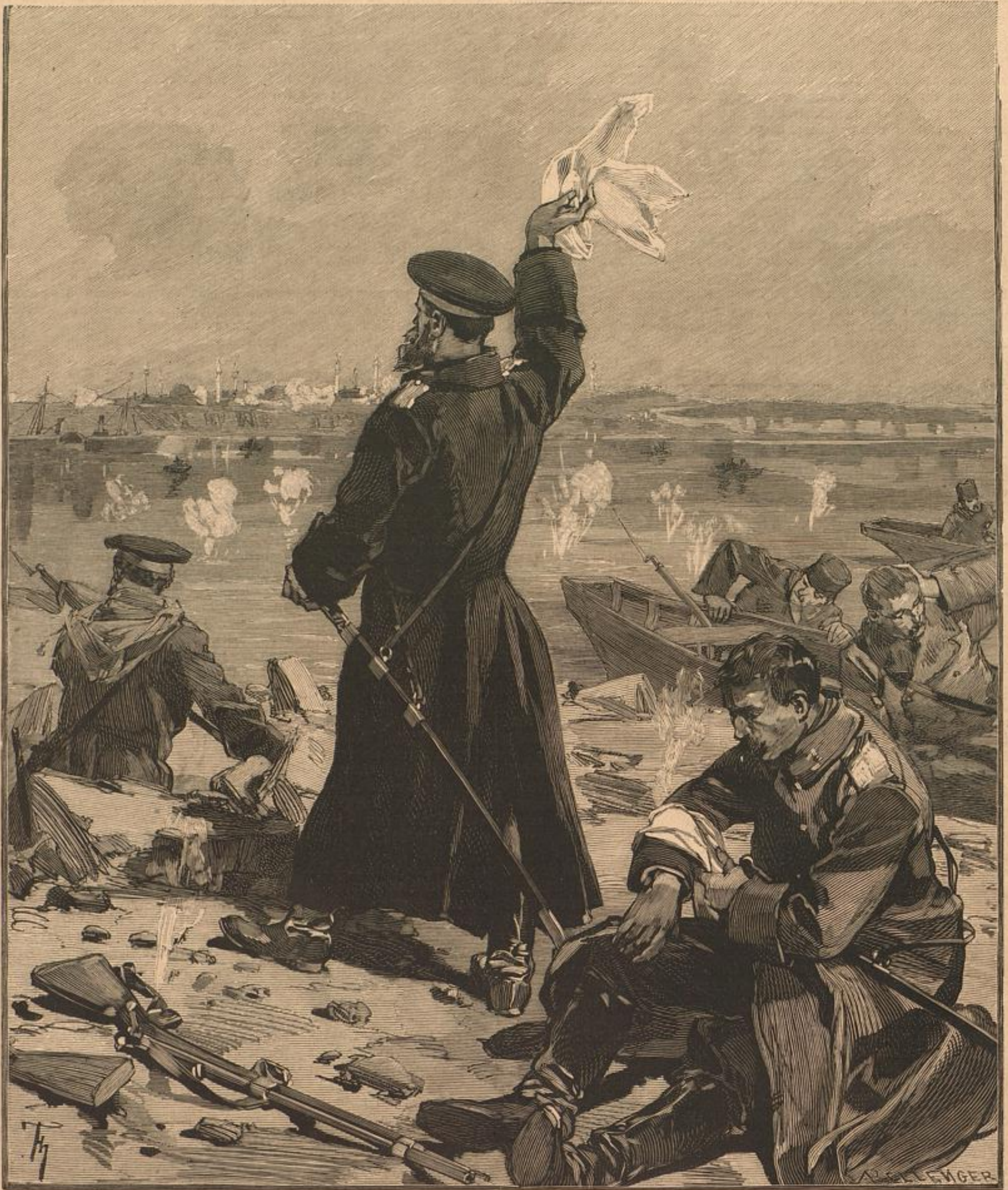
Das Lächeln hatte einem tiefen Ernst auf seinem Gesichte Platz gemacht. Er faßte Ada's Hand und blickte ihr in die Augen:

„Sie haben mir Lebewohl für immer gesagt, Ada, und Gräfin Else hat dieses Lebewohl wiederholt und mir auch gesagt, weshalb sie es für nöthig hielt. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß das Glück für mich nicht mit dem Besitz und Titel eines Majoratsherrn verbunden ist, sondern daß ich es bei Ihnen und mit Ihnen suchen möchte, Ada. Ich weiß, daß wir es finden, — vertrauen Sie mir?“

Ada hatte ihre Hand in der seinen gelassen, aber ihren Kopf barg sie an Gräfin Else's Schulter.

„Mama, o Mama!“

Elses Augen schimmerten feucht. „Sie haben gewählt, lieber Max,“ sagte sie leise; „meine Pflicht ging nur so weit, Sie auf alles Das aufmerksam zu machen, was Sie ja übrigens auch ohne mich wußten. Daß ich meine Ada keinem lieber anvertraue, als Ihnen . . .“



Der Militär-Aufstand in Bulgarien: Die Führer der Insurgenten nach verlorenem Treffen auf der Donau-Insel. Von M. Butts.

Einigen Führern der aufständischen Truppen, darunter auch der Oberst Filow, der später seinen Wunden erlag, war es geglückt, eine Donau-Insel zu erreichen, die etwa zwölfhundert Meter von Rustschuk entfernt liegt. Mit den wenigen Mannschaften, welche die Insurgenten-Offiziere bei sich hatten, war es nicht möglich, auf die Dauer die Insel gegen die Regierungstruppen zu halten; aber es

war vorher verabredet worden, daß im Falle des Mißlingens ein von dem Kapitän Kiffimow befehligter Dampfer die geschlagenen Insurgenten an Bord nehmen sollte. Hestig werden dieselben, wie wir auf unserem Bilde sehen, von den Truppen der Regentenschaft beschossen, und lebhaft winkt einer der Offiziere dem Dampfer zu, die Aufnahme zu beschleunigen. Der Dampfer legt auch

gleich darauf an, aber die Insurgenten spähen vergebens nach Kiffimow aus. Sie weigern sich, an Bord zu gehen, werden aber durch die Versicherung beruhigt, der Kapitän liege verwundet in der Kajüte. Kaum jedoch haben sie das Schiff betreten, so werden sie gefangen genommen. Der Dampfer war schon vorher von den Regierungstruppen überrumpelt worden.



Wie ein wilder Traum nahmen sich die Verhandlungen des Anarchisten-Prozesses an, der in den Tagen vom 21. bis 28. März das Wiener Ausnahmegericht beschäftigte. Eine Kette theils roher, theils verblödeteter Menschen hatte sich zusammengestellt, um die Stadt Wien in Brand zu stecken, Raub und Mord zu verüben und so die „Bourgeois“ in Schrecken zu versetzen und den „Münchigen des Volkes“ geneigt zu machen. Eine Anzahl großer Holzpölsche Wiens sollte in der Nacht vom 3. zum 4. October v. J. durch Sprengstoffe in Brand gesteckt werden; und während überall die Flammen aufstoberten, sollten in der all-

gemeinen Verwirrung Raubanschläge ausgeführt werden; wo Where stand gelieft würde, hätte die „Propaganda der That“ vor dem Anarchisten-Prozess, d. h. vor dem Mord, nicht zurückzuführen. Ein ungeheurer Plan, fast wie die Ausgeburt eines kranken Gehirns anzusehen, aber doch in allen Theilen wohl überlegt und in seiner Ausführung nur durch günstige Umstände vereitelt; Abgesehen von diesem Haupt-Anschlage hatten sich einige der dreizehn Angeklagten auch wegen Raubverfuches zu verantworten; es handelte sich hierbei um jene Fälle, in denen die Angeklagten unter der Maske von Postigel-Beamten auf Raub

ausgegangen waren. Der Kemptener Anarchist, der eigentliche Hauptmann der Bande, wurde zu zwanzig Jahren schweren Kerker verurtheilt. Einatour Kaspari zu sechzehn Jahren; Schumacher Schwesigla, Drechsler Höfmeister und Weber Warwanel erhielten je fünfzehn, Bronze-Arbeiter Buelacher zwölf, Drechsler Stieber neun, Maschinenwärter Kopschky acht, Weber Schultze und Schneider Treibmann je sechs, Schuhmacher Hochpöschky fünf Jahre. Zwei andere, minder compromittirte Angeklagte wurden zu einem, respektive einem halben Jahre verurtheilt, ein dritter freigesprochen. Unser Bild zeigt, links von dem Sechs-Richter-Kollegium,

den Oberstaatsanwalt Peller, welcher die Anklage vertrat; in der Mitte den Präsidenten, Oberanwaltschaftsrath Hofjinger. Zur Rechten und Linken sehen wir die Berthebiger, hinter den Angeklagten Soldaten von der Militär-Justizwache. Im Vordergrund links das Publikum, größtentheils aus Angehörigen der Angeklagten bestehend, — doch machten auch einige Schaulustler und Schaupietrinnen hier ihre Studien, — rechts im Vordergrund die Journalisten-Lage. Die markantesten Typen hat der Künstler in der Ecke oben links fixirt. Die vier Köpfe neben der Justizwache sind: Buelacher, Schwesigla, Höfmeister und Kaspari.

Die Erregung brach ihre Stimme. Max Holten küßte ihre Hand.

„Und was sagt Ada?“ fragte er. Sie sagte nichts, aber sie hob das Köpfchen von Gräfin Else's Schulter und barg es an seiner Brust.

8.

Gräfin Else hatte nie viel vor dem Spiegel gestanden; einige Tage nach Ada's Verlobung beschäftigte sie sich aber doch längere Zeit vor demselben. Ada kam dazu.

„Was machst Du denn da, Mama?“

„Ich probire Hauben auf.“

„Hauben, Du? Warum willst Du denn Dein schönes blondes Haar verdecken?“

„Um als Schwiegermutter würdiger auszusehen!“

„Als Schwiegermutter, — wie das sonderbar klingt, und wie merkwürdig Du in den Hauben aussiehst! Weißt Du, die Hauben sind wie für eine alte Frau gemacht; sie passen gar nicht zu Dir.“

„Warte nur, — wenn ich erst Großmutter sein werde.“

„O Du!“ Ada schloß lachend Gräfin Else's Mund mit Küßen und lief davon.

Die Hauben entsanken Else's Händen; sie blickte träumerisch vor sich hin.

„Schwiegermutter, — Großmutter,“ wiederholte sie; „wie thöricht ich bin, daß mir das Herz dabei schwer wird. Ich bin eine alte Frau, will nichts Anderes sein, und wenn ich erst diese Unruhe überwunden haben werde, und alle diese Gedanken, als ob das Leben mir noch ein anderes Glück bringen könnte, da werde ich gewiß auch ganz zufrieden sein. Ich werde schon mit meinem Egoismus fertig werden. . . . Ada ist so glücklich, und Max liebt sie so sehr. O, ich werde für Beide leben und nichts Anderes verlangen!“

Sie räumte die Hauben fort, nachdem sie eines davon in ihrem vollen Haar befestigt hatte. Ich sehe so wirklich viel älter aus, und das ist gut, das will ich auch! sagte sie sich dabei. Ihre Gedanken flogen zu Rudolf Hymburg. Was er jetzt wohl treiben mochte? Er hatte nicht zu Ada's Verlobung gratulirt. Wo war er überhaupt? Dachte er ihrer in Groll oder in Freundschaft? Wie glücklich wäre sie über ein freundschaftliches Wort von ihm gewesen. Von etwas Anderem durfte ja doch zwischen ihnen Beiden keine Rede sein; aber Freunde hätten sie doch sein dürfen. Das war ein Wunsch für die Zukunft, den Gräfin Else sich gestattete. Aber während sie daran dachte, fühlte sie, wie ihre Wangen glühten, und plötzlich stürzten Thränen aus ihren Augen. Sie trocknete dieselben hastig und über sich selbst erschrocken.

Da hörte sie die Stimme ihres Vaters draußen im Corridor. Und jetzt, — was war das? Da antwortete noch eine andere, fremde Stimme. Fremd? O nein, sie kannte diese Stimme, sie hatte sie wachend und träumend oft genug gehört in der letzten Zeit, und ihr Herz klopfte zum Zerpringen, während sie ihr jetzt lauschte. Unwillkürlich legte sie die Hand auf den Griff der Thür, hielt dann zaudernd inne und lauschte wieder. Schritte entfernten sich über den Corridor, eine Thür wurde geschlossen, — nun war Alles still. Hatte Gräfin Else sich getäuscht?

„Es ist ja nicht möglich,“ flüsterte sie, „gewiß, es ist nicht möglich, — wie käme er denn hierher?“ Und eine plötzliche Angst überfiel sie. Wenn er kam, so wie Holten gekommen war, „weil er nicht anders konnte!“

„Es darf ja nicht sein,“ flüsterte sie; „ich muß stark bleiben, jetzt, wo Ada's Glück davon abhängt, wo sie meine ungetheilte Hülfe braucht. . . . O Gott, gieb, daß ich stark bleibe!“

Es wurde an die Thür geklopft. Mit zitternder Hand öffnete Gräfin Else und fühlte, wie das Blut ihr nach dem Herzen strömte, als sie ihren Vater mit sonderbar feierlichem Gesichte draußen stehen sah.

„Mein Kind, Du hast einen Besuch bekommen, — Baron Hymburg, — er bringt Dir sonderbare Nachrichten in Betreff Ada's.“

„Baron Hymburg; in Betreff Ada's?“ wiederholte Gräfin Else, — sie verstand kein Wort davon.

„Er ist drüben in meinem Zimmer,“ begann der alte Herr wieder.

„Ich komme,“ erwiderte sie entschlossen, ihre Bewegung gewaltsam niederlämpfend.

Rudolf Hymburg trat ihr entgegen. Auch sein sonst so ruhiges, blaßes Gesicht zeigte Spuren tiefer Erregung. Im ersten Augenblicke vermochte er es nicht, ein passendes Wort zu finden, und erst Else's leises „Was bringen Sie mir, Herr von Hymburg?“ gab ihm die volle Fassung wieder.

„Ich komme, um Ihnen zu sagen, weshalb ich Berlin damals so schnell verließ, und — doch das ist eine lange Geschichte, Gräfin, ich muß ein wenig ausholen.“

Sie sahen einander gegenüber in der tiefen Fensternische des alterthümlichen Zimmers. Gräfin Else's Vater hatte sich zurückgezogen; sie waren allein und waren sich so nah, sie hatten Beide von einem solchen

Beisammensein geträumt seit ihrer Trennung, — und doch verrieth jetzt kaum ein schnellerer Athenzug, daß sie sich dieser Träume erinnerten. Rudolf sprach zum ersten Male unumwunden von den Vermuthungen, die er in Betreff Ada's gehabt; er nannte zum ersten Male den Namen Frau von Geringen's vor Gräfin Else und erwähnte Ada's auffallende Aehnlichkeit, welche ihn zuerst auf die rechte Fährte geführt habe.

Gräfin Else kannte kein Mißtrauen. Einfach und harmlos, wie Rudolf ihr die Begegnung Detlevs mit der Witwe seines einstmaligen Kriegskameraden schilderte, faßte sie dieselbe auf: Frau von Geringen hatte Detlev zu ihrem Schutze aufgerufen, — er in seiner ritterlichen Art war diesem Rufe gefolgt, — seine Versuche, Frau von Geringen's Kind wiederzufinden, waren durch den Vicomte vereitelt worden. Rudolf, als einziger Mitwiffer, hatte bisher geschwiegen, kein Gerücht konnte also zu Gräfin Else dringen, — das Alles erschien ihr so natürlich, und das Alles hob nur Detlevs Bild in ihrer Erinnerung, anstatt einen Schatten darüber zu werfen. Rudolf war zufrieden mit dem Erfolge dieses, wie er meinte, schwierigsten Theiles seines Berichtes. Nun kam er an die Schilderung der Thatsachen, und mit athemloser Spannung hörte Gräfin Else von dem plötzlichen Wiederauftauchen des Vicomte und von Rudolfs Schritten in Dresden, bis zu der Scene mit dem Vicomte, welche mit einer Forderung endete.

„Aber wie konnten Sie das thun, — wie konnten Sie Ihr Leben auf's Spiel setzen!“ unterbrach Gräfin Else ihn, seine Person unwillkürlich in den Vordergrund stellend. „Nun, Gott sei Dank, Sie leben, — aber was wurde aus dem Vicomte?“

„Eine Stunde, nachdem ich ihn verlassen, sandte ich ihm meinen Secundanten,“ erzählte Rudolf. „Derjelbe brachte die Nachricht zurück, daß der Sohn des Vicomte in schweren Krämpfen liege, welche äußerste Gefahr für sein Leben brächten, und daß der Vicomte erst eine Aenderung im Befinden des Kranken abwarten müsse, ehe er sich mir stellen könne. Der Argwohn kam mir, daß er sich durch die Flucht meinen Nachforschungen und allem Weiteren entziehen könne, ein unbegründeter Verdacht bei der Natur des Vicomte, wie ich jetzt zugebe, der mich aber dennoch veranlaßte, in das Hotel Bellevue überzusiedeln, um meinen Gegner genau beobachten zu können. Zwei Tage vergingen, ohne daß der Vicomte sich sehen ließ. Alle berühmteren Aerzte Dresden's fuhren nach und nach vor dem Hotel auf. Endlich, am Morgen des dritten Tages, wurde mir ein Brief gebracht. . . . Wollen Sie ihn lesen, Gräfin?“ Rudolf zog ein zusammengefaltetes Blatt aus seiner Brusttasche und reichte es Else.

Der Brief, in seinen französischen Schriftzügen, denen ein leises Zittern der Hand des Schreibers anzumerken war, lautete:

„Mein Herr, ich weiß, daß es ungewöhnlich ist, wenn ich mich nach dem zwischen uns Vorgefallenen noch einmal persönlich an Sie wende. Das Folgende mag mich entschuldigen: Heute Nacht habe ich meinen Sohn verloren. Er war der letzte von drei blühenden Kindern, die Alle dahinstarben. Meine Frau überlebte den Verlust der Anderen nicht. Mir war es beschieden, auch mein letztes Kind zu begraben. Bei diesem wollte ich nicht an eine Lebensgefahr glauben. Sein Leiden erschien mir heilbar, — ich irrte. Mein Leben ist zerstört, mein Muth gebrochen. Sie werden es nicht bereuen, wenn Sie meiner ungewöhnlichen Bitte um eine Unterredung, die ich hiermit ausspreche, nachkommen.“

Arjöne Vicomte Vorant.“

Erschüttert ließ Else das Blatt sinken und blickte Rudolf fragend an.

„Ich sah den Vicomte,“ fuhr dieser fort; „hart und heftig hatte ich ihn bei unserer letzten Unterredung gefunden; ein greisenhaft ausschender und, wie er sich selbst bezeichnete, völlig gebrochener Mann trat mir jetzt entgegen. An der Leiche seines Sohnes stand er mir die schwere Schuld ein, durch welche er einst geglaubt hatte, sich und den Seinen ein glänzendes Los zu sichern. Geld und Besitz haben jetzt allen Werth für ihn verloren. Ich weiß es nicht, ob er daran denkt, seine Tage in klösterlicher Zurückgezogenheit oder auf Reisen in fremden Zonen zu verbringen. Jedenfalls will er nicht nach Frankreich zurückkehren, wo Alles ihn an seine Todten erinnert. Er glaubt, den Fluch, der auf seinem Leben zu lasten scheint, zu tilgen, indem er Anna-Maria von Geringen ihren Namen und ihr Vermögen zurückgiebt. Ich bin im Besitze aller darauf bezüglichen Papiere und Vollmachten; aber ehe ich weitere Schritte thue, wollte ich mit Ihnen Rücksprache nehmen.“

„O, ich, ich kann ja nichts in dieser Sache thun, als Ihnen danken, von ganzem Herzen danken für Alles das, was Sie für Ada thaten. . . .“

„Ich möchte doch nicht, daß Sie mich für besser halten, als ich bin, Gräfin. Wenn es mich auch trieb, das Recht einer Unschuldigen zu vertreten, — ganz frei von Egoismus habe ich doch nicht gehandelt. Ich wollte Sie frei sehen von den Fesseln, die Sie sich selbst angelegt

hatten, frei, Gräfin Else, um Sie bitten zu dürfen, mir diese Freiheit zu schenken. Ich bin sehr egoistisch, nicht wahr? Zürnen Sie mir deshalb?“

Sie antwortete ihm mit einem einzigen Blicke, und er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Ich habe mich nicht getäuscht damals auf dem Wannsee, als ich in Ihren Augen etwas zu lesen meinte, das mich wohl fähig gemacht hätte, mehr zu überwinden, als das, was uns damals trennte. Ich habe mich nicht getäuscht, nicht wahr?“

„O, ich wußte es ja, daß wir uns damals verstanden hatten, und das war meine Qual und meine Seligkeit in all dieser Zeit,“ flüsterte Else, und mit einem leisen Jubelruf schloß Rudolf sie in seine Arme. Das nur lose in ihrem Haare befestigte Großmutterhäubchen flog zur Erde.

„Sieh,“ sagte sie, lächelnd darauf hinweisend, „seit Ada's Verlobung wollte ich mich alt machen und zürnte mit mir, weil mein Herz noch so gar nicht wie das einer alten Frau empfinden wollte.“

Er lachte:

„Du und eine alte Frau! Meine Else, die erste Jugend haben wir wohl Beide hinter uns; aber die zweite und dauerhaftere, in die treten wir jetzt ein, in den wahren Rosenmonat unseres Lebens!“

9.

In einem Kloster des südlichen Frankreich wurde ein Marienfest gefeiert. In feierlichem Umzuge hatten die frommen Schwestern ihre Kirche umschritten und kehrten nun unter dem Geläute der Glocken in das Innere des Klosters zurück.

Im Sprechzimmer desselben hatten sich einige Fremde eingefunden, und durch besondere Erlaubniß des Bischofs war es der Schwester Angelika gestattet worden, ihren Besuch dort zu empfangen, ohne durch das Gitter getrennt zu sein, hinter welchem die Nonnen sonst zu erscheinen pflegten.

Gräfin Else und Ada standen dort mit klopfendem Herzen, dem Erscheinen der Schwester Angelika entgegensehend. Hymburg und Holten hatten sich in das tiefe Fenster zurückgezogen, von welchem aus man einen weiten Blick über den blühenden Klostergarten, grüne Felder und ferne, bläulich schimmernde Berge hatte.

„O Mama, mir ist so ängstlich zu Muth, als wollte man mir Dich nehmen,“ flüsterte Ada. „Ich kann es mir nicht denken, daß ich eine Andere Mutter nennen soll!“

„Wir bleiben einander doch, was wir waren,“ erwiderte Gräfin Else, den Arm um ihre Pflgetochter schlingend. Geräuschlos wurde die Thür geöffnet.

Eine Frau im Nonnenkleide, aus deren blaßem Gesicht ein Paar große, dunkle Augen glänzend, mit einem Ausdruck fast überirdischer Verklärung, hervorblickten, stand auf der Schwelle.

Die beiden Frauen, welche sich soeben umschlungen gehalten hatten, hoben die Köpfe und begegneten diesem leuchtenden, auf sie gerichteten Blicke, der sie einen Moment wort- und regungslos zu fesseln schien. Mit einer unbeschreiblich sanften und würdevollen Bewegung trat die Klosterfrau an sie heran und streckte Ada ihre Hände entgegen, die diese, tief erröthend vor innerer Erregung, an ihre Lippen zog. Auch die blassen Wangen Schwester Angelika's rötheten sich ein wenig.

„Mein Kind,“ flüsterte sie, „das meine Gedanken im Himmel suchten, und das ich noch einmal auf dieser Erde wiederfinde!“

Ada zitterte unter der Berührung dieser weichen Hände, und von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, warf sie sich mit dem leisen Rufe: „Meine Mutter!“ in die ausgebreiteten Arme der Klosterfrau. Einen Augenblick hielten Beide sich wortlos umschlungen, dann legte Schwester Angelika ihre Hände auf Ada's Haupt und sagte:

„Mögest Du so glücklich auf Erden werden, wie ich Dich im Himmel wähnte, meine Tochter.“ Dann wandte sie sich an Gräfin Else: „Sie sind Detlev Helmdal's Witwe und zugleich die Frau, die mein Kind mütterlich an ihr Herz nahm. Die Wege des Herrn sind wunderbar! Seien Sie mir gegrüßt, und glauben Sie, daß ich Sie in jedes meiner Gebete einschließe!“

Ihr Blick flog zu den beiden Männern hinüber, und ein Lächeln, das vielleicht an frühere Tage erinnerte, glitt über ihr Gesicht.

„Und diese da?“ fragte sie.

„Ich schrieb Ihnen schon, ehrwürdige Schwester, daß wir beide Bräute sind, Ada und ich,“ sagte Gräfin Else leise, und Max Holten trat an Ada's Seite.

„Wir wollen Sie um Ihren Segen bitten vor unserer Vermählung,“ sagte er, die ehrlichen blauen Augen zu Schwester Angelika aufschlagend. Vielleicht erinnerte sie der blondbärtige Deutsche in diesem Augenblicke an Detlev Helmdal; sie blickte ihn mit sichtlichem Rührung an und nahm dann seine und Ada's Hand in die ihre.

„Meine Kinder,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „ich habe es erfahren, daß der Friede des Lebens höchstes Gut ist; der Friede mit dem eigenen Herzen, der den Frieden mit Gott und der Welt in sich schließt. Möge dieser Frieden Euch werden, und auch Ihnen,“ — sie wandte sich an Gräfin Else und Rudolf Hymburg, den sie nicht erkannte oder doch nicht erkennen zu wollen schien.

„Meine Gelübde und das, was ich als das wahrste Glück erkannt habe, trennt mich von Euch im Leben. Aber vor Gott werde ich Eurer Aller gedenken. Seid glücklich, so weit die Menschen in der unruhigen Welt glücklich zu sein vermögen, — und wenn Euer Weg Euch einmal mit meinem unglücklichen Bruder zusammenführen sollte, so sagt ihm, daß ich ihm längst verziehen habe. Lebt wohl, lebt wohl, — Gott der Allmächtige segne Euch und gebe Euch seinen Frieden!“

Sanft hingleitend in ihren langen Gewändern, mehr schwebend als gehend, verließ sie das Gemach, gefolgt von einer Klosterkloster, die stumm mit ihr zugleich eingetreten und sich während der Unterredung bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte.

Stumm und in sich gekehrt verließen die beiden Paare das Kloster. Sie hatten Alle die Empfindung, als seien sie einer Erscheinung begegnet, die nicht in die Welt gehörte, in der sie lebten. Aber der Friedensgruß dieser Erscheinung klang in ihnen nach, wie das sanfte Schwingen einer Choral-Melodie. Vor dem Kloster standen sie auf einer sanften Anhöhe und blickten hinab auf das blühende Land, dessen Ferne in sonnigem Nebel verschwand.

„Requiescat in pace!“ sagte Rudolf ernst, sich nach den Klostermauern zurückwendend, und dann hinabdeutend und die Hände seiner Braut erfassend, fügte er hinzu: „Vor uns liegt das Leben!“

Und sie stiegen hinab, von der Liebe geführt, dem Leben entgegen, das, wie das Thal zu ihren Füßen, sonnig, blühend vor ihnen lag.

Kaßdruck verboten.

### Eine Audienz bei Carmen Sylva.

Von Gerhard von Amynor.

Erwartungsvoll stieg ich über die vornehm geschmückten Treppen des altherwürdigen königlichen Schlosses in Berlin zum zweiten Stockwerke empor. Es war in der ersten Vormittagsstunde. Mit dicken, rothgeränderten, jeden Widerhall dämpfenden Läufern waren die Stufen der Treppen belegt; ein reicher Blumenflor blühte auf den Absätzen; brennende Kronleuchter verheuchelten die Dämmerung, die auch um diese Tagesstunde noch in jenen Räumen herrschte. Ein Heer silbertropfender Laternen wimmelte auf den Treppen und in den Vorfluren hin und her; vor einzelnen Thüren standen Doppelposten im Parade-Anzuge, das Gewehr vorchriftsmäßig bei Fuß. Man merkte, der sonst so schweigsame Prachtbau war heute mit hohen fürstlichen Gästen angefüllt; war es doch am Tage nach der neunzigsten Geburtstagfeier des Kaisers Wilhelm, und die von allen Seiten herbeigeströmten erlauchten Gratulanten waren zum größten Theile noch in Berlin anwesend.

Als ich den Corridor des zweiten Stockwerkes erreicht hatte, stand ich wieder vor einem Doppelposten, der den Eingang zu den Zimmern des rumänischen Königspaares bewachte. Ein Latas ging, mich anzumelden, und bald darauf geleitete mich ein Kammerherr in einen hohen, mit gelbem Stuch belledeten Saal, wo ich des Weiteren zu warten hatte. Ich war noch nie in diesem Theile des Schlosses gewesen und schaute überrascht auf die altherwürdigen, kostbaren Möbel und die riesengroßen, etwas nachgedunkelten Gemälde, welche halbe Wandflächen bedeckten. Ihre Majestät, die Königin Elisabeth von Rumänien, hatte die Gnade gehabt, mich um diese Stunde hierher zu befehlen. Carmen Sylva, unter welchem Namen bekanntlich die gekrönte Dichterin schreibt, war mir aus ihren Werken keine Unbekannte mehr; aber noch nie war es mir beschieden gewesen, die erlauchte Frau von Angesicht sehen zu dürfen. Dieser Vorzug sollte mir jetzt zu Theil werden.

Eine Thür öffnete sich; ein diensthrender Herr erschien im Rahmen derselben und winkte mir. Wir schritten durch eine niedere Gallerie; ich trat über die Schwelle einer nur angelehnten Doppelthür. Mein Begleiter zog sich zurück, und ich befand mich in einem dreiflügeligen Saale, an dessen anderem Ende eine anmuthige Frauengestalt, in olivfarbenem Sammetkleide, das reiche, dunkelblonde Haar hochfrisirt, neben einem Fenstergestell mit blühenden Topfgewächsen aufrecht stand und mir huldvoll zulächelte, näher zu treten.

Ein unbeschreiblicher Liebreiz fliegt wie Sonnenschein über das Antlitz der hohen Frau, sobald sie zu sprechen beginnt; eine Atmosphäre herzbeugender Guld und echt weiblicher Güte umgibt sie; wenn sie lächelt, zeigt sie zwei Reihen tabelloser, blühender Zähne. Nach den ersten Begrüßungsworten, in denen sie freundlich einer meiner Begleiter gedachte, die sie jüngst gelesen hatte, deutete sie auf zwei vergoldete Stühle und sagte: „Aber wir wollen Platz nehmen; es plaudert sich behaglicher im Sigen.“

Ein Fensterflügel war eine Hand breit geöffnet, und durch den Spalt drang die milde, erfrischende Luft des Märzmittags in das mit Blumenluft erfüllte Zimmer. Tiefe Stille umgab uns; ich hörte nur die silbertönige Stimme dieses holdseligen Frauenmundes, und mir war zu Muthe, als ob ich plötzlich aus dem betäubenden Gewühl der noch festlich nachjitternden Hauptstadt in den träumerischen Frieden einer Märchenwelt versetzt worden wäre.

„Sie schreiben auch gegenwärtig noch?“ klang es fragend an mein Ohr.

„Ja Befehl, Majestät. Nulla dies sine linea; der deutsche Schriftsteller muß hart arbeiten, wenn er sich behaupten will, zumal wenn seine Erzeugnisse nicht gerade martigängig sind.“

Das, was heute den Markt beherrscht, ist ein odes, innerlich unwarhes, dem Ungeschmack schmeichelndes Schriftthum.“

Die Königin seufzte: „Sie mögen wohl Recht haben; die große Menge begehrt nur Unterhaltung; alles Tiefere ist ihr verhaßt.“

„Und doch haben Euer Majestät das Kunststück fertig bekommen und allerley Probleme auch einem weitesten Leserkreise schmackhaft gemacht.“

Sie sah mich fragend an.

„Ich meine ‚Leidens Erdengang‘,“ fuhr ich fort, „in welchem Carmen Sylva eine Fülle philosophischer Betrachtungen in das Gewand reizender, auch für ein kindliches Gemüth verständlicher Märchen gekleidet hat.“

„O, Sie haben dies Buch gelesen?“ rief sie lebhaft aus; „wie mich das freut! Freilich, ich kann nicht leugnen, daß ich gerade diese Schrift eine Zeit lang für verfehlt gehalten habe.“

„Warum, Majestät?“

„Nun, weil ich eben, wie Sie selbst sagten, gewagt habe, zu philosophiren.“

„Gerade dies rechne ich Euer Majestät zu hohem Verdienste an. Jede Fabel, jedes verständige Märchen soll einen philosophischen Kern enthalten; eine vernünftige Ethik läßt sich gerade im Gewande des Märchens der denktrügen Menge am besten beibringen; hat doch auch der Erlöser fast nur in Parabeln zum Volke gesprochen.“

„So hat Ihnen ‚Leidens Erdengang‘ gefallen?“

„Außerordentlich, Majestät. Es ist das Werk einer Dichterin, die mit dem Herzen denkt; ich kenne unter den lebenden Schriftstellerinnen nur noch eine zweite, die derartige Probleme, wenn auch in anderer Form, behandelt hat: Frau von Suttner. Nicht ohne tiefste Ehrfurchung habe ich dies Werk Eurer Majestät erst vor Kurzem kennen gelernt; es ist mit Herzblut geschrieben.“

„Wie mich das freut,“ wiederholte sie glücklich, „daß Sie das herausgeföhlt haben. Ja, ich habe es aus dem Herzen geschaffen,“ setzte sie, ernster werdend, hinzu; „auch an meine Thür hat Leidens auf seinem Erdengange geklopft.“

„Und hat Euer Majestät zur Dichterin gemacht, denn nur am Dornbusch der Schmerzen erblüht das Köstlein der Poesie.“

Sie nickte mir bewegt zu: „Wie wohl das thut, über solche Dinge einmal mit einem Verständnißvollen zu sprechen! Aus der Kritik vermag unsreiner so wenig zu lernen.“

„Die echte, würdige Kritik hat heute in der Presse nur noch wenige Stätten; der Kritiker wagt sich an eine Königin nicht heran, oder er beweistbräuchert sie.“

„Die Kritik der Zeitungen hat mich immer kalt gelassen; meist lese ich sie gar nicht. Was soll mir ein Urtheil gelten, unter das der Verfasser nicht einmal seinen Namen setzt? Und die Kritik von Seiten der Menschen, mit denen ich verkehre, berührt mich gewöhnlich nur peinlich; wenn gewisse Leute mit mir über eine meiner Schriften sprechen, so habe ich meist das Gefühl, als wolle man mir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen.“

Zustimmend nickte ich mit dem Kopfe: „O, Majestät, dies Gefühl kennen wir Schriftsteller, die wir nicht den Vorzug haben, auf der Höhe eines Thrones zu stehen. Wenn uns ein Unberufener oder ein anonymes Rörgeler kritisiert, dann können wir lebhaft nachempfinden, wie einem nervenbegabten Wesen bei einer Vivisection zu Muthe sein mag. Nur wenn wir vor dem Tribunal der berufenen, vornehmen Kritik stehen; dann lauschen wir andächtig und ohne Mißstimmung ihrem Verdichte; selbst ein herber Tadel verlegt uns dann nicht, weil wir fühlen, daß er begründet ist, und daß er zu unserer inneren Wachsthum beiträgt.“

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen; die Königin schien dem eben Gehörten nachzujinnen. Plötzlich sagte sie, wie in Erinnerungen verloren: „Es ist zu wunderbar, wenn man mich manchmal fragt: Warum hast Du dies oder jenes geschrieben? Warum? Ja, wenn man darauf antworten könnte! Warum trägt Du an Deinen Armen verschiedene Sidererien? fragte ich einst ein rumänisches Bauernmädchen, und sie gab mir zur Antwort,“ — mit allerliebster Aussprache des fremden Idioms citirte die Königin ein rumänisches Sprichwort und fügte für mich die Uebersetzung hinzu: „Weil es mir so gefallen hat.“

„Gewiß, Majestät; ein Gedanke taucht uns plötzlich auf, und weil er uns gefällt, werden wir von ihm ergriffen und nicht eher wieder in Ruhe gelassen, bis wir ihm sichtbar Form und Gestalt gegeben haben; wir können nicht anders; die Poesie ist ein Anflugsgift.“

Sie lächelte und wiederholte das Wort: „Ja, ein Anflugsgift, ein unendlich süßes und zugleich schmerzliches! Die Pillen, die wir daraus bereiten, sind aber heilsam und kräftigend, denn das Gift behält der Dichter zurück, und gährend tobt es nur in seinem Blute.“

„Euer Majestät haben eine solche Fülle edler Werke gespendet, daß man das rumänische Volk glücklich preisen darf, über das eine so erfahrene Heilkünstlerin als Königin herrscht.“

Sie seufzte leicht: „Wenn man doch nur die Kunst verstände, zu aller Welt zu sprechen und seine Stimme bis in die niederste Hölle dringen zu lassen! Aber die große Menge ist für so Vieles taub geworden; sie dürstet nur noch nach Unterhaltung der Sinne.“

„Daher der einseitige Antheil an den Werken der bildenden Künste,“ ergänzte ich den angeregten Gedanken. „Um ein Gemälde oder ein Marmorbildniß anzugaffen, dazu bedarf es nur geöffneter Augen, und der schwingelnde Geist kann ruhig weiter schlummern; eine Menge, die auch mit dem inneren Sinne die Schätze unserer Ausstellungs-Säle genießt, giebt es nicht.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht; unsere Zeit ist verflucht; man sucht weder Belehrung, noch Erhebung. Das Schlagwort heißt: Unterhaltung, und in wüstem Sinnensausche verlernt man das Denken.“

„Und auch den Begriff des Schönen,“ wagte ich hinzuzufügen.

Ein Kammerherr trat in den Saal und meldete: „Der Wagen, Majestät.“

Die Königin erhob sich und sagte huldvoll: „Es sind immer nur Augenblicke, die uns vergönnt sind.“

Tief verbogte ich mich: „Unvergesslich wird mir aber dieser Augenblick bleiben.“

Sie reichte mir die Hand und sagte lächelnd: „Die schönsten Augenblicke sind leider immer die kürzesten.“

Ich durfte die weiße Hand der königlichen Dichterin mit meinen Lippen berühren; eine Minute später befand ich mich unter den Linden, wo gerade die Wache mit klingendem Spiele und unter den braufenden Zurufen einer nach Tausenden zählenden Menge am Palais des Kaisers vorüberzog. Wie

ein Traum lag das eben Erlebte hinter mir; die Verfasserin der „Märchen aus Carmen Sylva's Königreich“ stand selbst wie ein Märchengebilde nur noch in meiner Erinnerung.

Kaßdruck verboten.

### Pfälzer Art.

Von H. Billinger.

„Allweil fidel“ lautete Schneider Valentin's Wahl-spruch, — nur spielte ihm, als er sein Herzens-„Trautche“ heimführte, sein Leichtsin ein sehr bedenklichen Streich. Der Hochzeiter, in Vatermörder, mit einer Nase, in die es regnete, und Augen, die wie Funken sprühten, kam mit seinem hübschen „Trautche“ eben vom Standesamt. Eine Stunde später sollte die kirchliche Trauung stattfinden, und bis dahin wollte sich das Paar mit einem Glase Wein auf die anstrengende Festlichkeit vorbereiten. Im schwarzen Adler, dem bescheidenen Schneiderhäuschen gegenüber, war das Hochzeits-Essen bestellt, zu welchem die ganze Verwandtschaft der Umgegend eine Einladung erhalten hatte. Nun aber geschah's, daß die Bettern und Basen schon alle angekommen waren, hungrig und durstig vom weiten Wege, und kaum trat das junge Paar über die Schwelle, so gingen die Glückwünsche los, und Jeder zeigte sich froh, daß die Trauung überstanden, und schrie energisch nach der Suppe.

„Ja, halt,“ wollte Valentin einwenden, „die Sach' ist noch nicht so weit; der Hauptpunkt, der Kirchensegnen, fehlt, — wer aber nicht zu Worte kam, war er.“

Schließlich, als man ihm Gehör schenkte, erschien gerade die Suppe, und er genierte sich, nun plötzlich allen Jubel der Ehestigen zum Teufel zu jagen mit der Bemerkung: „Erst muß zur Kirche gegangen werden. „Weißt, Schab,“ wendete er sich zu seinem Trautche, „wir gehen nach dem Essen.“

Aber mit dem Wein erfasste sein an sich sorgloses Gemüth eine solche Welt und Sitten verachtende Stimmung, daß er zwar die Englein im Himmel geigen zu hören glaubte, aber von den Pflichten, die der Mensch gegen diesen Himmel hatte, so wenig mehr wußte, als von der Stunde, in der ihn der Geistliche in der Kirche erwartete.

„Weißt, Schab,“ sagte er, als er spät in der Nacht mit seinem Trautche über die Gasse wandte, „wir gehen morgen.“

Den anderen Tag gingen sie natürlich auch nicht, denn ein Theil der Verwandtschaft war noch da, um die Hochzeitsbrocken verzehren zu helfen; man machte einen Ausflug über den Neckar, und der „süßige Pfälzer“ that ein Uebiges, um alle grillenähnlichen Gedanken in die Flucht zu schlagen.

Endlich nahmen aber die Hochzeits-Freierlichkeiten ihr Ende, und das junge Paar befand sich eines Tages allein in seinem Nestchen und hätte nun mit Ruhe an das Nachholen der veräumten Pflicht gehen können. Allein, da gab's nun wieder so allerlei, — erst die Lust aneinander, dann die Freude an dem kleinen Haushalt, den man noch zu ergänzen hatte. Valentin war ein geschulter Meister; drei tüchtige Gesellen saßen in der großen Mittelstube, wo's immer laut herging, denn in friedlichen Zeiten wurde wie im Tagelohn gefungen; gerieth der Meister aber in Wuth, so war's erst recht lustig, denn dann häupte er schimpfend und stuchend, wie eine Heuschrecke, über Tische und Stühle, mit der Elle nach rechts und links Hiebe austheilend, ob's traf oder nicht. Die Gesellen sprangen von ihren Plätzen, erstickten vor Lachen, warfen Alles durch einander, stießen sich über den Haufen, fielen dem Meister zwischen die Beine, und war die Unordnung auf's Höchste gestiegen, so kam Valentin wieder zu sich, verfluchte im Innersten seine Seele, die ihm immer wie eine Rakete aus der Haut fuhr, und überließ seinen Gesellen das Aufräumen, was sie stets mit Lust und Liebe nach der stattgehabten Motton thaten.

Auch Trautche, die erst große Augen zu dem Höllenlärm gemacht, gewöhnte sich in kurzer Zeit an das wöchentliche Donnerwetter, lachte von ihrer Hinterstube aus mit den Gesellen um die Wette, wenn der Meister „rakete“, und sang in friedlichen Zeiten alle Schelmen- und Liebeslieder herzhaft mit. Nur waren sie noch immer nicht kirchlich getraut, und es wurde auch nicht mehr darüber geredet, bis eines Tages ein kleiner Burche zur Welt kam und durch sein lustiges Strampeln und Schreien den Vater zu Freudenstränen rührte. Er nahm seinen Cylinder, Bathe und Pathin, — der älteste Geselle und dessen Braut, — trugen den jungen Erdenbürger hinter ihm drein. So ging's zur Kirche, wo Valentin erst mit dem Herrn Pfarrer in der Sakristei einer geheimen Unterredung pflog, die damit endigte, daß des Schneiders barlosiges Gesicht ganz in Neuthänen unterging; nur die Nase behielt ihren unverschämten lustigen Ausdruck, den keine Thränenmacht der Welt wegzulöschten vermochte.

Als er den getauften Valentin der Mutter in die Arme legte, gab es kaum zwei Menschen, die es ernstler und heiser mit ihren Vorsätzen meinten, als Valentin und sein Trautche. Nichts desto weniger fiel der Tauffchmaus über die Nasen lustig aus, und es war ordentlich, als ob das Nauschlein, das sich der Meister an diesem Tage gestattete, ihm auf Wochen hinaus das Gedächtniß raubte, denn von der Trauung war nicht mehr die Rede. Trautche, die nie die Initiative ergriff, ging in hellen Mutterfreuden auf, in die sie sich um so lieber verlenkte, als ihr anfing, vor dem Gedanken zu grauen, mit ihrem Valentin als arme Sünder vor dem Herrn Pfarrer zu stehen.

Mittlerweile ging das Geschäft immer flotter, und alljährlich wanderte Freund Valentin mit einem neuen Tausling zur Kirche, weinte aufrichtige Neuthänen und versprach das Blaue vom Himmel herunter. Das nachgiebige, behagliche Trautche aber wollte immer weniger von dem fatalen Kirchgang wissen, je mehr quecksilberne Sprößlinge um sie herum zu spielen begannen. Sie erklärte, sie werde in den Boden sinken, wenn der Herr Pfarrer sie nach der Zahl der Kinder frage, und habe die „trodene“ Trauung, wie sie die standesamtliche zu nennen pflegte, so lang gehalten, so halte sie auch bis an ihr seltsiges Ende. So lebten sie im alten Stille weiter, und nur manchmal schaute Valentin mit einer plötzlichen Besorgniß über die vielen Köpfelein hin, von denen einige schon über den Tisch ragten, und es slog ihm durch den Sinn:

„Ihr armen, unkirchlichen Kinder, am End' habt Ihr der Eltern Leichtsin zu büßen!“

Dieses Gefühl nahm zu, als er seinem Aeltesten, der ein gar aufgeweckter Burche war, den Katechismus abhörte; als Valentin II. aber gar eines Tages erklärte, das Predigen sei



Der Brand der Maria-Magdalenen-Kirche zu Breslau, am 25. März, vom Rathhaus-Thurme aus gesehen. Von Friedrich Stahl.

Ein betrübendes Nachspiel hatte die Geburtstagsfeier des Kaisers Wilhelm für die Stadt Breslau. Infolge einer Unvorsichtigkeit bei der Illumination entstand im nördlichen Thurme der altherwürdigen Maria-Magdalenen-Kirche ein Brand, der erst entdeckt wurde, als an ein vollkommenes Beseitigen der Gefahr nicht mehr zu denken war. Kurz nach

zwei Uhr morgens wurden die ersten Spuren des Feuers wahrgenommen; gegen dreieinhalb Uhr begann der Knopf des brennenden Thurmes sich zu neigen, und eine halbe Stunde darauf stürzte der ganze obere Theil auf den Magdalenen-Platz, vor das Portal der Kirche, nieder. Hiermit war jedoch die eigentliche Gefahr beseitigt, der andere Thurm und das

Innere der Kirche gerettet. Auch im Liebe, — in Wilhelm Müller's prächtiger Ballade „Der Glodenguß zu Breslau,“ — ist die Kirche gefeiert worden. Die Armesünder-Glocke, von deren Entstehung das Gedicht erzählt, blieb von dem Brande unberührt, da sie sich in dem südlichen, vom Feuer nicht ergriffenen Thurme befindet.



Der Militär-Aufstand in Bulgarien: Die Gräber der erschossenen Insurgenten-Führer. Von A. Depère.

Sofort nach Bewältigung des Aufstandes von Rustschuk wurden diejenigen Führer der Insurgenten, denen die Flucht mißglückt war, vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Das Urtheil wurde an sieben Offizieren und zwei Civil-Personen, die mit den Waffen in

der Hand sich am Aufstande betheilig hatten, vollstreckt. Unter den Offizieren befanden sich einige, die im Kriege Beweise von hervorragender Tapferkeit gegeben hatten, und ihnen gegenüber wäre wohl eine mildere Strafe angebracht gewesen; aber die Regentschaft glaubte, ein Exempel sta-

tuiren zu müssen, um so mehr, als zahlreiche Bürger Opfer des Aufstandes geworden waren, und so vielen alle Verurtheilten der Kugel. Auf derselben Stelle, wo sie in einer Reihe den Tod erwartet hatten, wurden die Leichen der Erde übergeben.





Edouard Kavel, 26.

Landschaftlerinnen. Nach einer Skizze von Eduard Kavel. — Siehe Seite 166.

das Schönste, was es auf der Welt gäbe, und er wolle Pfarrer werden, da durchfuhr es den unglücklichen Vater wie der Blitz. Er griff mit noch nie dagewesener Energie nach seinem Cylinder und sog wie besessen durch die Gassen in's Pfarrhaus.

„Schwächen“, begann er, „schmeißen Sie mich nicht hinaus, denn es steht geschrieben in der Bibel, daß man einige hundert Mal verzeihen soll, was ein echtes Gotteswort ist. Mein Trautche, wissen Sie, kann zur Zeit wieder nicht kommen, da abermals ein Malheur unterwegs. Ist aber sonst eine kernbrave Seele, und hatte schon das schwarze Kleid an, um den schweren Gang zu wagen, — da war's ihr zu eng. Ein anderes Mal befanden wir uns auf der Gasse und hatten nur noch einen Kagenprung bis zum Pfarrhaus; da kommt ein eben getrauter Gefangensbruder mit Gattin aus derselben unglücklichen Kirche, und wer sich einbildet, wir kämen zu seiner Hochzeit, und uns in's Pfarrhaus schleppt, war er! Hochwürden, ich bin ein Mann, der unter einer Kette von Verhängnissen leidet, und darum komme ich heute mit der Anfrage: könnten Sie mich nicht jetzt gleich im Beisein des Meßners mit meiner abwesenden Frau trauen, für deren „Ja“ ich Ihnen mit Leib und Seele haften? Da wär' meinem Trautche mit Eins alle Scham erspart, — und das Pfaffir, könnt' ich ihr den Kirchensegnen so hinterrücks mit heim bringen!“

„O, ja wohl“, begehrt der Geistliche auf, „für Euren Leichtsin und Eure Gottlosigkeit soll man's Euch auch noch so bequem wie möglich machen! Wie viele Jahre hab' ich in Euch hineingerebet, Euren Versprechungen geglaubt und Eure Neue für ehrlich gehalten.“

„Und war sie's vielleicht nicht?“ schrie der Schneider. „Allein alle Dinge haben zwei Seiten, und Hochwürden sehen sie leider immer nur von meiner schlechten!“

„Das ist die richtige Pfälzer Art!“ unterbrach ihn der Geistliche. „Euch muß am jüngsten Tag ein ganz besonders gewaltiger Reueausstoß aus dem ewigen Schlaf wecken, denn wenn Euch nicht gleich das Trommelfell platzt, seid Ihr leicht im Stande, die himmlische Musik für einen bösen Walzer zu halten. Zum letzten Mal: macht öffentlich gut, was Ihr versäumt, oder ich rechne Euch zu den Abtrünnigen, mit denen die Kirche nichts mehr zu thun hat.“

Valentin ging in sich während des ganzen Heimweges, allein es war nun einmal in diesem Menschenherzen kein Boden für Trauer oder Betrübniß, und so kam's eines Tages glücklich wieder dazu, daß das noch immer nicht kirchlich getraute Ehepaar den Aeltesten in's Pfarrhaus schicken mußte, mit der gewöhnlichen Anfrage, wann der Jüngste getauft werden könne.

„Der neunte!“ sagte der Geistliche.

„Ja“, erwiderte Valentin II., „und ob's in der Früh' sein könnt'?“ Der Vater läßt uns gern in der Früh' taufen.“

„Ich will Dir auch sagen, warum er den hellen Tag scheut“, begann der Geistliche nach kurzem Besinnen. „Dein Einsegnungstag ist nahe, und Du bist klug und verständig und kannst mich verstehen. Merke wohl, mein Sohn: Deine Eltern sind brave Leute; aber ihr Christenthum ist lau, und daraus entspringt die Sünde. Ständesamtlich sind sie getraut, aber aus unerhörtm Leichtsin vergaßen sie der Kirche Segen und haben ihn bis auf die heutige Stunde nicht nachgeholt. Du weißt, die Ehe ist ein Sacrament, und bist fähig zu begreifen, daß ein Bund ohne kirchlichen Segen wohl vor den weltlichen, nimmermehr aber vor den himmlischen Mächten besteht. Stell' es darum klug und fein an, mein Sohn, und rube nicht, bis Du Deine Eltern auf den rechten Weg gebracht, damit Du Dich ihrer an Deinem Ehrentage nicht zu schämen hast.“

Valentin II. fühlte sich von dieser Rede tief betroffen, denn er war, wie gesagt, ein aufgewecktes Bürschlein, in dem sich die ausgesprochenen Eigenschaften der Eltern in gedämpfter Weise reproducirten, so daß er sich weder überstürzte, wie der Vater, noch fünf gerade sein ließ, wie die Mutter. Tiefen Ernst in den Zügen, trat er bei den Seinen ein. Es war Sonntagabend; die Gefellen polterten die Treppe hinab. Vater Valentin nähete, während er sich mit seinen Huden herumzankte, an dem Confirmanden-Anzug seines Kellners. Die Abendsonne lugte zu dem offenen Fenster der Hinterstube herein; im Hofe stand ein Maulbeerbaum, in dessen Zweigen die Sperlinge ein ganz heilloses Getöse verführten; sie wurden aber noch überboten durch die Schneidersöhne, von denen der Jüngste in der Wiege schrie und der Zweitkleinste, vor der Mutter auf dem Nische sitzend, sie mit der ganzen Kraft seiner Lunge ansang. Trautche war noch immer ein kernfrisches, hübsches Weib mit runden Wangen, runden Schultern, runden Bewegungen und wahrscheinlich auch runder Seele. Der Große stand einige Augenblicke unentschlossen hinter ihrem Stuhle; endlich sagte er ihr leise in's Ohr:

„Mutter, ich wünsch' mir zur Einsegnung keine Uhr, — aber daß Ihr Euch kirchlich trauen laßt!“

Da barg sie tief erschrocken das purpurrothe Gesicht in den Schoß des Kleinen, der sich sofort über ihre Haare hermachte.

„Mutter, versprich mir's“, beharrte Valentin.

„O Bub“, er wird uns heruntermachen vor der ganzen Kirche, und wir werden dastehen wie die armen Sünder...“

„Kein, nein, er weiß recht gut, daß Ihr brave Leute seid, und wird Euch nicht als schlechte behandeln. Thu' mir's zu Lieb', Mutter!“

Valentin wußte recht wohl, was er damit sagte; er war ihr Augapfel, und sie hatte ihm zu Willen gelebt von dem ersten Tage seines Lebens.

„Nun ja denn!“ lästerte sie.

Des Abends gab's eine lange Unterredung zwischen den Eheleuten, und das Ende vom Liede war, daß Trautche ein neues schwarze Kleid und Valentin I. einen Cylinder haben mußte.

„Weißt, Schatz“, sagte er, „dem alten Kert traun' ich nicht mehr recht; den hab' ich schon so vielmal wegen der unseligen Hochzeit auf den Kopf gestülpt, und immer war's für nichts... Nur frischen Muth! Es ist, wie beim Zahnausziehen, — schraub' ist's fertig und vorbei.“

Aber sie blieb doch gedrückt, denn sie konnte die Vorstellung nicht los werden, vor einer ganzen Kirche voll Menschen gedemüthigt zu werden, und Jemand anders, als ihr Aeltester, hätte sie zu dieser Selbstverleugnung nicht vermodt.

Die Trauung war auf neun Uhr, gleich nach der heiligen Messe, anberaumt; als Zeugen figurirten der erste Gefelle und seine Frau.

Trautche, mehr todt als lebendig, schwankte am Arm ihres Mannes aus der Sakristei. Die Kirche prangte schon im vollsten Schmucke, denn Tags darauf war das Einsegnungsfest, und also wandelte das Paar zwischen Blumen und Sonnenstrahlen, die zu allen Fenstern hereinflutheten. Aber noch ein anderer Empfang wurde ihnen zu Theil, ein Empfang, der Frau Trautche vollends um die schwer behauptete Fassung brachte,

während Valentin, ebenfalls erschüttert, nichts hervorbrachte, als immer nur: „Uff, Trautche, uff!“

Es tönte ihnen nämlich aus sieben Knabenkehlen ein laut schallendes „Großer Gott, wir loben Dich!“ entgegen, und das schwerbedrängte Hochzeitspaar kannte diese Stimmen nur zu gut; auch waren die jugendlichen Sänger rechts vom Altar zu sehen, von Valentin überragt, der mit ruhiger Würde die zweite Stimme sang. Der Pfarrer wartete ein paar Augenblicke; da die Bürsche aber unbeirrt weiter sangen, nahm er die Trauung vor und gab alsdann den Kindern ein Zeichen, zu schweigen, da er sprechen wollte. Es wurde aber nicht verstanden oder nicht beachtet; vielleicht auch hatten sich die Kinder vorgenommen, hier Niemanden außer sich selber zu Worte kommen zu lassen, — genug, sie sangen unentwegt weiter und ließen den Meßner nach Lust schelten und drohen, und die Leute in den Bänken lachen und sichern.

Des Geistlichen Blick aber begegnete den Kinderaugen, die sich bittend und beschwörend bald auf ihn, bald auf das zitternde Elternpaar hefteten, und es ging dem Diener Gottes plötzlich ein Licht auf von dem Zwecke dieser Stimmen, welche die seine zu übertönen suchten. Und er erkannte, daß, allwo die Liebe mit Engelszungen redete, er seinen Tadel mehr zu sagen hatte, sprach den Segen über das Paar und schloß die Trauung mit einem lauten „Amen!“



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Landschafterrinnen.** Von Eduard Kavel. Siehe das Bild, Seite 165. — Es giebt gewisse, durch landschaftlichen Reiz ausgezeichnete Gegenden, wo in der schönen Jahreszeit auf jede interessante Fels- oder Baumgruppe einer oder mehrere Landschafterrinnen kommen, die eifrig bestrebt sind, die Herrlichkeiten der Natur ihrem Skizzenbuche einzubereiten. An diese vielumwinkelten Gegenden erinnert unser Bild. Auf einem prächtigen Fleck Erde hat der würdige Herr Professor seine Schülerinnen geführt. Der langgestreckte See mit seinen grünbewachsenen Ufern, den in der Sonne blinkenden Segeln bildet einen herrlichen Vorwurf. Das Plätschen auf dem äußersten Ende der Landzunge ist trefflich ausgefüllt; nach allen Richtungen können die jungen Damen die plätschernden Blüthen sammt ihrer Umrahmung abconterfeien. Welche von ihnen wird im Urtheile des gestrengten Seniors den Sieg davontragen? Die Schöne auf dem Hügel dort oben blickt durch ihr Binocle sehr zuversichtlich darein; aber die Wiene des Herrn Professors stimmt nicht zu diesem künstlerischen Vollenkwehnen. Im Ganzen nicht übel, denkt er bei sich, aber hier fehlt es noch — und da — und gar dort, — und gleich wird seinem Munde ein Strom zwar wohlwollender, aber dem Wesen nach doch recht abfälliger Bemerkungen entquellen, welche das Siegesgefühl der angehenden Künstlerin stark herabstimmen dürften. Gefährtinnen im Verbe zu haben, das mag auch sie trösten, und allen den jungen Landschafterrinnen wollen wie wünschenswerth, daß sie bei ernstigem Fleiß, wenn auch nicht die Unsterblichkeit, so doch den Ruf tüchtiger Künstlerinnen erringen. Und selbst wenn ihnen das nicht gelingen, wenn bei der Einen oder Anderen die freundliche Begabung nicht zur öffentlichen Ausübung der Kunst ausreichen sollte, — welche ein köstliches Geschenk der Götter ist nicht auch das still-bescheidene Talent, das sich mit der Ausschmückung des eigenen Heimes begnügt! Ja, vielleicht wird diesem das bessere Los. Nur in grimmigen Feinden wird der Ruhm erkämpft, und nicht immer eint sich mit ihm das Glück. Fr. G.



**Berlin.** — Der Vaterländische Frauenverein hielt kürzlich seine einundzwanzigste Generalversammlung ab. In der Organisation des Vereins sind, wie festgestellt wurde, während des vergangenen Jahres wesentliche Veränderungen nicht eingetreten. Die Zahl der Zweigvereine stieg auf sechshundertsechs, und das Gesamtvermögen des Vereins beläuft sich auf 3,770,398 Mark. Behufs Vermehrung der weiblichen Pflegekräfte, welche für einen Kriegesfall zur Verfügung stehen können, hat das Central-Comité des Rothen Kreuzes sich vorbehalten, den evangelischen Diakonissen-Häusern, wo es gewünscht wird, in höherem Maße, als bisher, Unterstützung zu gewähren; außerdem ist das Comité mit den katholischen Ordens-Genossenschaften zu dem Zwecke in Verbindung getreten, daß auch diese für den Kriegesfall ihre Kräfte in den Dienst der freiwilligen Krankenpflege stellen. Auch die Vereinhaltung von Verband-Material hat der Verein im Auge behalten und den Zweigvereinen nicht nur Erläuterungen und Anweisungen zukommen lassen, sondern auch eine Centralstelle geschaffen, wo die Verbandstoffe in größerer Quantität und in der vorgeschriebenen Qualität hergestellt werden.

Fräulein Bili Lehmann, das frühere Mitglied des königlichen Opernhauses, hat bei dem General-Intendanten Grafen von Hochberg, dem Präsidenten des Bühnen-Kartell-Vereins, Schritte gethan, um von den Folgen, unter denen die als contractbrüchig erklärte Sängerin zu leiden hat, befreit zu werden. Die Künstlerin hofft, es werde in Anbetracht des Umstandes, daß sie ihren Vertragsbruch durch Erlegung einer sehr hohen Conventional-Strafe gebüßt hat, an maßgebender Stelle ihr Gesuch berücksichtigt und sie selbst von dem Zwange, an keiner größeren deutschen Opernbühne als Gast oder ständig wirken zu dürfen, befreit werden.

**Paris.** — Wie ein Roman liest sich die Erzählung, wie Graf Ferdinand Lesseps, als Vater einer Schar bereits erwachsener Kinder Witwer geworden, mit achtundsechzig Jahren eine zweite Ehe einging. Lesseps verheiratete in Paris mit einer Familie creolischer Abstammung und pflegte sich mit Vorliebe mit den lebenswichtigen Töchtern des Hauses zu unterhalten, denen er interessante Episoden aus seinen Reisen erzählte. Seine Fahrten in Palästina berührend, erwähnte er, daß er als Witwer unter den Arabern größeren Gefahren und Beschwerden ausgeht gewesen sei, weil diese nicht zu begreifen vermöchten, wie ein Mann ohne Weib leben könne. Da fragte ihn die schönste der Schwestern, warum er denn nicht heirathe. „Weil ich zu alt bin“, erwiderte Lesseps, „und nur eine junge Frau lieben könnte; eine junge würde mich nicht wollen.“ — „Wer weiß“, war die bescheidene Antwort. Lesseps erwähnte die Eigenschaft der Jericho-Rosen, welche, getrocknet und in's Wasser gestellt, wieder aufblühen, und war in der Lage, den Wunsch des Mädchens nach

einer solchen Rose zu erfüllen. Nach einigen Tagen zeigte das junge Mädchen dem verehrten Vater die wieder aufgeblühte Rose mit den Worten: „Sehen Sie, das Wunder, welches das Wasser an dieser Rose schuf, das kann die Liebe am Alter vollbringen.“ Das war deutlich gesprochen. Ihre Blide trafen sich, und Lesseps brach in die Worte aus: „Wenn Sie es wirklich mit einem Greise wagen wollen, hier ist meine Hand.“ Die Ehe ist eine der glücklichsten geworden und ihr ebenfalls eine Schar blühender Kinder entsprossen.

**London.** — Die Viscountess Strangford, eine durch ihre Wohlthätigkeit in ganz England hoch berühmte Dame, ist in Aegypten, wo sie seit Jahren ihrer geschwächten Gesundheit halber Aufenthalt genommen hatte, gestorben. Eine Tochter des Admirals Sir Francis Beaufort, machte sie nach dem 1857 erfolgten Tode ihres Vaters mit einer älteren Schwester ausgedehnte Reisen im Orient, die sie in einem anziehenden Bude beschrieb. Im Jahre 1862 mit dem Orientalisten Viscount Strangford verheiratet, verlor sie schon nach sieben Jahren ihren Gatten und widmete sich fortan ausschließlich Werken der Wohlthätigkeit; unter Anderem begründete sie den Verein zur Ausbildung von Krankenschwestern für Arme. Während des letzten russisch-türkischen Feldzuges begab sie sich auf den Kriegsschauplatz, um sich der Pflege der Verwundeten zu widmen, und legte hierbei den Keim zu dem Leiden, durch welches sie jetzt hingerafft worden ist. Auch in Aairo, in dessen mildem Klima sie Heilung suchte, blieb sie ihren philanthropischen Bestrebungen treu. Die Errichtung des Victoria-Hospitals für erkrankte und verwundete Soldaten war, wie seiner Zeit in diesem Blatte berichtet wurde, ihr Werk.

**Newyork.** — Im Washington-Territorium haben sich die Frauen als Geschworene trefflich bewährt, ja in verwickelten Fällen sollen sie sich oft intelligenter zeigen, als die männlichen Geschworenen. Für diese hat die Kameradschaft der Frauen insofern einen Nachtheil, als sie nunmehr galanter Weise bei den Beratungen nicht mehr rauchen dürfen. Hierin aber liegt wieder für die Beschleunigung der Rechtsprüche ein großer Vortheil; weil nämlich die Geschworenen bei Anwesenheit weiblicher Collegen sich den Tabak versagen, den Genuß aber nicht allzu lange entbehren möchten, so erfolgt jetzt viel schneller eine Einigung über die Schuldfrage, als früher. Also auch hier heißt es: kleine Ursachen, große Wirkungen.

**Kunst-Stickereien der Ugramer Klosterschule.**

Unter den kunstgewerblichen Anstalten, welche seit einem Jahrzehnt einen hohen Aufschwung genommen haben, verdient die Klosterschule zu Ugram besonders Interesse wegen der selbstständigen Richtung, die sich in den aus ihr hervorgehenden Kunststickereien ausspricht. Früher Privat-Institut der barmherzigen Schwestern, ist die Schule seit einigen Jahren öffentliche Anstalt geworden und steht gegenwärtig unter der Leitung des Professors der schönen Künste an der dortigen Universität, Dr. Isidor Kršnjari, sowie des Dombaumeisters Hermann Völö und dessen Gattin, einer Schülerin der Wiener Hochschule.

Zu dem Vorzuge solcher Lehrmeister gefeilt sich der innige Contact der Schule mit den schönsten Erzeugnissen kroatischer, serbischer u. Kunstfertigkeit. Das tägliche Sehen der alten vollenden Stickereien, die lebendig geliebten Traditionen in Bezug auf Technik und Muster brücken, vereint mit dem begiehung, von den Bäuerinnen der Umgegend selbst gefärbten und behandelten Material, allen aus der Anstalt stammenden Arbeiten, die fast durchgängig veredelte Reproduktionen volkstümlicher Stickereien sind, den Stempel der Originalität auf. Die Leinwandstickerei in allen Stücharten, die Stickerei mit offener Seide auf Leinen und schleierartig dünnen Stoffen, sowie die nationalste Technik, die Goldstickerei, werden eifrig gepflegt und liefern mustergiltige Werke, auf welche die Anstalt, wie auf alle sonstigen Arten von Handarbeiten, Bestellungen annimmt.



In wie hohem Grade Correctheit der Zeichnung und Sauberkeit der Ausführung den Arbeiten der Klosterschule eigen sind, zeigt das zur Darstellung gebrachte Priestergewand, von dem wir einige Details beigegeben. Diese Arbeit, welche in Farbe wie ornamentaler Zeichnung mit großem Kunstverständnis componirt ist, zeigt die spanische Filigran-Technik in neuer, durchaus eigenartiger Anwendung. Der gelblichweiße Atlasgrund steht in wundervollem Contrast zu den grünlich und violett vorstimmenden Kleinfiguren, die ihn bedecken, und aus denen sich die großen, mattfarbigen Goldfiligran-Ornamente vornehm herausheben. Und alles dies ist in so richtiger Vertheilung, scheinbar so leicht und mühelos, auf den Atlasgrund geworfen, daß das Auge sich nicht genug daran zu ergötzen und zu fätigen vermag.



Der vollständige Kirchen-Ornat besteht aus neun einzelnen Stücken und ist zum Preise von achttausend Gulden zu erwerben.

